

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 164.

Montag, 16. Juli.

1928.

(20. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

XXI

Am nächsten Morgen hielt eine Kraftdroschke vor Vira Wernsteds Villa. Frau Lensing saß in ihr. Bat den Lenker, ins Haus zu gehen und zu fragen, wo sich Herr Kurt Lensing befindet. Mutterliebe hatte ihr Kraft gegeben. Gesäß saß sie im Wagen. Im Augenblick herrschte sie nur ein Gedanke: Hoffentlich liegt er nicht hier!

Es dauerte einige Zeit, bis der Lenker zurückkehrte. An seiner Seite schritt Vira Wernstedt. Die also ist es, zuckte es durch Frau Lensings Kopf. Das müde Herz schlug rascher, ihre Augen musterten die elegante Erscheinung. Das gab ja im ganzen Leben keine Landwirtsfrau. Die war geschaffen, über das Parkett zu rauschen, aber nicht, einem ländlichen Haushalt vorzustehen. Das mussten sich fünfundzwanzigjährige Männer doch selbst sagen. Wie unvernünftig die Jugend war!

Vira Wernstedt öffnete den Schlag, lehnte sich zu Frau Lensing, drückte ihr herzlich die Hand.

„Ihr Herr Sohn liegt im Hafenkrankenhaus! Seit heute früh ist er wieder bei vollem Bewußtsein! Ich freue mich, Ihnen diese gute Nachricht geben zu können. Ihre Söhne, gnädige Frau, haben mir so herzliche Gastfreundschaft nach meinem leichten Unglücksfall zuteil werden lassen, daß ich ihnen gar nicht genug dankbar sein kann!“

Die Augen der alten Frau hatten ruhig auf Vira Wernsteds Gesicht geruht, bei den letzten Worten ging ein Zucken durch ihren Leib. Aber gleich hatte sie den gebrechlichen Körper wieder in der Gewalt.

„Ich danke Ihnen für die erfreuliche Nachricht! Und nun haben Sie wohl die Güte, den Wagen wieder zu verlassen, ich möchte so schnell wie möglich zu meinem Sohne!“

„Darf ich Sie bitten, bei mir zu wohnen?“

Ein Kopfschütteln. Eine kurze Pause. Dann erwiderete Frau Lensing, leichter Tross schwang durch ihre Worte:

„Ich danke Ihnen! Eine Mutter gehört in der Not an die Seite ihres Sohnes. Ich werde versuchen, im Krankenhouse bleiben zu dürfen, um ihn pflegen zu können!“

Keinen Händedruck hatte Vira Wernstedt zum Abschied bekommen. Auf Frau Lensings Gesicht lag Abweisung. Sie erhob sich und verließ den Wagen. Ging, während er wendete, mit milden Schritten ihrem Hause zu. Eine Leere war in ihr, eine so trostlose Leere. Ihr, der Verwöhnten, wurde die Hand zurückgestoßen, wo sie sie jetzt auch ausstrecken wollte. Auch sie stand vor einem Zusammenbruch. Aus einer umschwärmt Frau war ein armes Geschöpf geworden. Und zum ersten Male schoß in ihr der Gedanke auf: Wenn ich doch auch zupacken könnte! Hätte ich das doch gelernt! ... Und dann fühlte sie, wie sich ihr Körper aufstraffte. Sie blieb stehen. Atmete in diesen Tagen die Frühlingsluft ein. Meldete sich ihr Hanjeatenblut? Schon der Gedanke wälzte eine Last von ihrem Herzen. Fest war ihr Schritt, als sie das Haus wieder betrat.

Mit Ernst sah Frau Lensing an Kurts Bett. Sie

hatte ihren kranken Sohn begrüßen können. Er war wieder in tiefen Schlaf gefallen. Der Arzt war zufrieden. Hatte zu ihr gesagt:

„Schlaf und kräftige Kost, damit sich die Kräfte heben, sind jetzt die Hauptsaache!“

Mutter und Sohn erhoben sich, gingen im Flur auf und ab. Ernst stützte die gebrechliche Frau. Sagte:

„Es konnte noch schlimmer kommen!“

„Ich danke Gott, daß es so gekommen ist!“

„Aber Mutterchen!“

„Das Schicksal führt Kurt jetzt an die Wegscheide! Er wird zerbrochen oder es tritt Genesung ein! Vielleicht behält er eine Warnung an diese Zeit. Schmerzen bei Witterungsumschlag oder eine leichte Lähmung. Auch dafür wollen wir dem Schicksal dankbar sein! Denn das wäre immer noch viel besser, als wenn er Frau Wernstedt heiratete. Wer spannt ein schweres Arbeitspferd mit einem leichten Reitpferd in einen Wagen zur Feldarbeit? Es gäbe nie einen brauchbaren Zug. Eines der beiden Pferde, wenn nicht alle beide, gingen zu Grunde. Das ist dann nur eine Frage des empfindlichen Gemütes oder der harten Hand!“

Bor solcher Weisheit verstummte der Sohn. Drückte der Mutter Arm fester gegen seine Rippen. Und dann gingen sie wieder hinein und warteten auf Kurts Erwachen.

Der lächelte, als er die Augen auffischlug und seine Mutter am Bett sitzen sah. Sie beugte sich über ihn. Liebe strahlte ihn an. Matt hob er die Hand. Sie fasste rasch nach ihr.

„Nicht sprechen! Ich bin bei dir!“

Das gesunde Bauernblut schaffte rasch an der Genesung.

Ernst war wieder nach Hause gefahren. Er fand seinen Bruder Wilhelm vor. Der sagte auch nicht viel. Machte eine abweisende Handbewegung und warf seinem Bruder das Wort „Schlappschwänze“ vor die Füße. Und der war flug genug, zu schweigen und sich mit verdoppelter Kraft in die Arbeit zu stürzen. Aus Hamburg kamen günstige Nachrichten.

Zu Heinrich Felsenek war Frau Lensing gezogen. Im Krantenhouse durfte sie nicht wohnen. Dieser Mann war ein Labjal für sie. Sie hatten dieselben Ansichten.

Gehen Sie mit meiner Schwester nicht zu streng ins Gericht. Zugegeben, sie ist oberflächlich, aber nicht schlecht! Aufgewachsen im Reichtum, früh die Eltern verloren, die vierzehntägige Ehe, das Herumgeschwänze um sie, es stehen ihr wirklich viele Milderungsgründe zur Verfügung. Ich bin ihr eigentlich erst in den leichten Tagen nähergekommen. Die Zeiten sind so schwer! Sie muß sich plötzlich sehr einschränken. Ihren Kraftwagen habe ich verkauft, Dienstboten sind gekündigt worden; sie muß jetzt tüchtig die Hände rühren und hat sich überraschend gut in ihre neue Lage gesunden. Ich hätte es nicht für möglich gehalten!“

Die fromme Frau kannte nur eine Antwort.

„Gott weiß, warum er das große Leid schafft! Über den einzelnen wie über unser ganzes Volk! Ich verstehe nichts von Politik, will es auch gar nicht, das habe ich

aber meinen Söhnen schon oft genug gesagt: Ihr Landwirte kommt auch noch dran!"

"Ganz sicher wird es der Fall sein! Und dann müssen Mann und Frau auf dem Lande eingespielt sein, sonst kommen sie nicht über den Berg! Wenn Ihr Herr Sohn Kurt sich zu der Erkenntnis durchringen könnte!"

"Ich glaube, er ist auf dem besten Wege!"

"Dann würden wir alle erleichtert aufatmen!"

"Ich tue es schon, Herr Felsenek!"

Diese gebrechliche Frau war bewundernswert.

Als Heinrich Felsenek seine Schwester am nächsten Tage aufsuchte, war nicht mehr der kalte Blick in seinen Augen.

"Na, Schwesternchen?"

"Es muß gehen!"

"Aha, du willst dich zur rechten Hanseatin entwickeln! Es muß gehen! Das sprich vor dich hin, wenn die Kräfte oder der Kopf nicht mehr wollen!"

Tränen standen in ihren Augen. Felsenek verstand seine Schwester.

"Nein, Bira! Stolz muß der Hanseat sein auf seine Vergangenheit und sein Blut! Keinen Schritt zu weit mehr — keinen Schritt, wenn auch das Herz zuckt! Glaube mir, auch Alfred Otteren ist ein Hanseat!"

Der arbeitete bei Tagesgrauen seine Pferde über Hindernisse, ging dann ins Geschäft. Vermied nach Möglichkeit, sich an der Börse sehen zu lassen, damit er nicht mit Heinrich Felsenek zusammentraf. Am späten Nachmittag kreuzte er allein in seinem Segelboot auf der Alster. Sein Vater beobachtete ihn scharf. Aber er sagte nichts. Auch dann noch nicht, als er erfahren hatte, daß Felsenek den Kraftwagen seiner Schwester verkauft und einem Teil der Dienstboten gekündigt hatte. Aber gespannt war er, wie nun die verwöhnte junge Frau sich zum Leben stellte.

Wilhelm Lensing war bald wieder abgereist, hatte aber vorher Ernst ganz gehörig den Marsch geblasen.

"Wenn einer von euch sich noch einmal von einem Untergang, und mag er noch so rascheln, den Kopf verdrehen läßt, dann gib's keinen Pardon wieder! Dann komme ich mit der Reitpeitsche und lüste das Haus! Es wäre außerdem niederträchtig von euch! Ihr braucht doch nur an die Mutter zu denken!"

Ernst war froh, als er allein war. Ging mit sich zu Rate, dampfte dazu wie ein Schornstein und kam schließlich zu der Überzeugung: Es ist eigentlich ein elendes Leben, das ich führe. 'ne vernünftige Frau täte mir gut! Und schon in der Bibel steht: Suchet, so werdet ihr finden! Auf die Dauer verzettelte doch ein Lensing seine Gefühle nicht. Und da hatte er neulich in der Zeitung eine ganz merkwürdige Abhandlung gelesen, die die Ueberschrift trug: Billiges Brot und billiges Fleisch! Da stand, man wäre dabei, wieder eine feste Währung zu schaffen. Von dem Augenblick an werde sich höchst wahrscheinlich das Rad ganz anders drehen. Es könne leicht sein, daß dann das deutsche Volk so billiges Brot und so billiges Fleisch esse, wie nie zuvor . . . Das war wohl übertrieben. Aber etwas Wahres konnte schon dran sein. Und was dann? Dann werde auch der dümmste Landwirt begreifen, daß wir ein armes Volk geworden seien. Bisher sei diesem Stande die Erkenntnis noch nicht aufgegangen . . . So konnte es jedenfalls nicht lange mehr weitergehen, das sah jeder vernünftige Mensch ein. Zu tun gab's jetzt bis zur Heuernte nicht viel, da fuhr er einmal zum Gutbesitzer Helmeke, dem Vorsitzenden des landwirtschaftlichen Kreisvereins, und hörte, was der über die kommenden Zeiten dachte.

Der mittelgroße, untersehnte Herr, mit dem kupferroten Gesicht, das ein blonder Vollbart einrahmte, freute sich sichtlich über den Besuch.

"Ich war schon richtig böse, daß Sie sich so lange nicht sehen ließen! Aber Sie hatten amüsanten Besuch! 'n Teufelsweib soll die reiche Hamburgerin ja sein!"

Er zwinkerte mit den Augen, schmunzelte über sein ganzes feistes Gesicht und reckte den Bauch noch ein bisschen weiter heraus. Helmeke war ein ganz Gerissenner. Einer, der das Gras wachsen hörte. Den die Junser, die als Rittmeister und Majore außer Dienst auf ihren Gütern lebten, vorgeschoben hatten. Er war

ein Aristokrat und — um Himmelwillen — auch kein Demokrat. Er war der größte Pferdeschmeißer zwischen Hamburg, Berlin, Magdeburg, Hannover, konnte reden wie ein Buch, sich durch die unangenehmsten Lagen mit Entrüstung oder mit einem fröhlichen Lachen durchschlängeln. Vergaß dabei nie die Hauptrente in seinen eigenen Scheuern zu bergen, manchmal mit Bedauern, manchmal mit einem fertigen Schmunzeln, mitunter stift er seine Gerissenheit auch ab und nahm dazu alle zehn Finger zu Hilfe. Ein Kerl, der sich unter keinen Umständen aus dem Sattel heben ließ.

Ernst Lensing hatte bei der Anspielung auf Bira Wernstedt einen roten Kopf bekommen, aber der biedere Helmeke schlug ihm erst mit seiner breiten Hand kräftig auf die Schulter, dann fuhr er sich über die Lippen.

"Wie 'n kleines Mädchen! Steht Ihnen aber ausgezeichnet! Bloß 'n sündhaftes Pech haben Sie! Meine Frau und Tochter sind heute gerade mal nach Magdeburg. Es ist zwar noch 'n bisschen früh, aber jetzt vespern wir kräftig und nachher Jahren wir los, ich will Ihnen was zeigen!"

(Forti. folgt.)

Presbers Dank.

Grüße und Wünsche gültiger Prägung
Trug mir des Glückwinds freundliches Wehn.
Erschöpft zog ich's in stille Erwägung,
Soll ich nicht schleunigst ins Kloster gehn?

Denn die Brief-Flut, Welle auf Welle,
Füllte die Stube, bedekte den Pult,
Nur in der Stille der Kloster-Zelle
Schreibt sich der Dank für so viel Huld!

Wenn ich nach Drang meines Herzens verfahre:
Doch einen Zeden mein Dank-Gruß ereilt,
Sind die folgenden „sechzig“ Jahre
(Nach dem Acht-Stunden-Tag) aufgeteilt . . .

Dieses wünscht mir kein guter, gerechter,
Wahrhaft freundlicher Freund, wie Sie.
(Auch meine Handschrift wird immer schlechter,
Bis solch Werk zu Ende gedieh!)

All den Gönern, Freunden und Vettern
Bringt mein Pokal drum den festlichen Schluss,
Und mit der Schrift in deutlichsten Lettern
Kommt der herzlichste Händedruck!

Rudolf Presber.

Fuchsgraben.

Von D. Fechner.

So gern ich früher in mein schönes Jagdrevier fuhr, so ungern tat ich es in letzter Zeit; schon der Gedanke, wieder einmal hin zu müssen, schuf mir ein gewisses Unbehagen. Und der Grund? — Das kleine Dörchen, wo ich meine Jagdwohnung hatte, lag unmittelbar am Walde, und jeder Wald birgt dunkle Geheimnisse, die, wenn sie entzückt sind, sehr häufig rot erscheinen. So auch in meinem Falle. Im Laufe des Frühjahrs und Frühommers waren nämlich nach und nach über 40 eierlegende Hühner verschwunden, und kein Mensch wußte, wohin. Mir schwante zwar etwas, aber ich behielt mein Wissen hübsch für mich und schimpfte mit den Geschädigten wie ein Rohrspatz auf den gemeinen Hühnerdieb. „Das kann“, sagte ich wichtig, „kein anderer sein, als der Palumbarius!“ „Was, der Palumbarius?“ sagten die Leute verständnislos, „wer ist das, un wu wuhnt der verdammte Lumensad?“ „Ja, wenn ich das wüßte, würde ich ihn einfach totschießen und Sie hätten Ruh . . .“ „Ah, Sie wolle uns nur verulke, vo em Bal — — Baltusbarus han mer ja noß gar niz gehört . . .“

„Richtig? Nun, das ist ein Vogel, der nur von Hühnerfleisch lebt.“ „So ein Luder! Aber gelt, das is en grüber Aar?“ „Richtig! Es ist ein großer Aar, der auf deutsch Hühnerhabicht heißt.“

So war das Ungewitter, das sich über meinem unschuldigen Haupfe zu entladen drohte, für einige Zeit gebannt. Eines Tages brach es aber um so heftiger über mich herein; denn während meiner Abwesenheit hatte der mir feindlich

resinnte Zufall den Bauern- und Dorfsschreck enttarnt. Die ummen Hühner verschwanden nämlich immer nur dann, wenn sie am Waldrande nach Futter suchten. Da der Dieb aber stets nur eins griff, wurden die Überlebenden bald stiftig genug, den Wald nicht mehr zu betreten, sondern blieben hilflos auf dem Hofe. Der Räuber, der aber auch jetzt auf die so leicht zu erlangende Beute noch nicht verzichten wollte, hatte die Freiheit besessen, eines Morgens, vor den Augen des wütend kläffenden — doch leider angefütterten Baslos — eine Henne zu holen. Diese Schandtat war von der Bäuerin beobachtet worden, und bald wußte jedes Kind im Dorfe, daß ein Fuchs der Dieb gewesen.

Nun hatte ich keine frohe Stunde mehr! Wie die Geier über ein Aas, so fielen die Geschädigten über mich her und präsentierten mit ihre Ersatzansprüche. Der Fuchs sollte viel mehr Hühner geholt haben, als das Dörlichen überhaupt besessen, und der Schlussatz eines jeden Klageschieds lautete immer: „Und uns Soad kriege Se nie wieder!“

In meiner Herzengesang versprach ich, für Abhilfe zu sorgen, forderte aber alle „wehrfähigen“ Männer auf, mich dabei zu unterstützen. Denn der sogenannte „Große Bau“ auf dem Heversberg, wo die Fähe — um eine solche handelte es sich — mit ihrem Gehed hauste, war eine fast uneinnehmbare Festung, mit mindestens 50 Röhren. In diesem Riesen-Malapartus wohnten gewöhnlich drei bis vier Dächer und auch einige Füchse. Man mußte nicht, wo man anfangen oder aufhören sollte.

So zog ich denn, eines Vormittags, mit meiner kleinen Pionier-Kompanie, die mit Haken und Schuppen ausgerüstet war, einem befriedeten Jäger und den beiden giftigen Dadeln, „Hexe“ und „Erdmann“ hinaus, um die Räuberburg zu stürmen. Ich hatte es mit der Zeit so eingerichtet, daß wir erst gegen Mittag bei dem Bau ankamen, weil ich die Urheberin all der Schäden und meines Ärgers gerne haben wollte; denn erfahrungsgemäß steht die Fähe über die Mittagsstunde hin, so gut wie immer bei ihren Jungen.

Auf dem Bau sah es schrecklich aus; ein Schnidanger ist gar nichts dagegen. Mit wahrer Wut stürzten sich die Bauern auf die umherliegenden Hühnerflügel und bald schnatterte es durcheinander: „Das is vo meine schöne Hoh, und dieser Füchsig stammt vo der guten Henne, weest jo, die manchen Dag zweimal legte . . . Du verfluchter Hund du . . . dich soll der Gudus frigastieren, du Aas, verdammtes . . .“

Ich gab Rufe. Dann ließ ich alle Röhren, bis auf einige, die wir mit unsern Gewehren bestreichen konnten, verstören, und den Bau durch zwei tiefe Kreuzgräben in vier Teile zerlegen. Die hierdurch zerschnittenen Röhren wurden ebenfalls zugeschaut. So konnte sich die unterirdische Jagd nicht allzuweit ausdehnen, sondern mußte in einem der geschaffenen Vierecke bleiben.

Nun wurde den Hunden, die vor Leidenschaft geiferten und jaulten, die Haltung abgenommen und in die Röhre gelassen, die sich am befahreneren zeigte, und vor der das meiste Leder lag. Wie wütende Teufel schließen sie ein, und bald ließ sich ein Rumoren hören, dann war nichts mehr zu vernehmen, alles still wie im Grabe.

Da ich meinen Posten nicht verlassen konnte, weil ich auf die vielleicht springende Fähe aufpassen mußte, wies ich einige Arbeiter an, den Boden abzuholzen, um vielleicht das Lautgeben der Hunde zu erlauschen. Aber keiner wollte etwas vernehmen. Schon war eine halbe Stunde vergangen und noch rührte sich nichts. Da verließ auch ich meinen Platz, legte mich auf die Erde und horchte Quadratmeter für Quadratmeter ab. Endlich vernahm ich wie aus weiter Ferne den schwachen Laut eines Hundes, tief, tief unten mußte es sein. Als sich nach einer Viertelstunde die Jagd nicht verschoben hatte, der Hund also fest vorliegen mußte, gebot ich: „Hier einschlagen!“ Der Pidol fuhr in die Erde, Schaufeln setzten sich in Bewegung und der leichte Sandboden flog nur so heraus. Schon war der Einschlag fast zwei Meter tief, und der Laut des Hundes deutlicher zu vernehmen, als unter uns ein Gerumvel entstand, in das sich deutlich ein Gebrumml mischte, das nicht von einem Fuchs herrührten konnte. Gleich darauf wurde es wieder grabestill. „Aufhören!“ gebot ich. „Denn wir sind an einem Dach.“ „O, den schlo mer noch tut,“ rief ein besonders arbeitsamer Bursche. „Nee mein Lieber, dem dürfen wir nichts tun, der hat Schonzeit. Hörite ich den Hund nur erst wieder.“

Was mich bei der ganzen, sich bisher abgespielten unterirdischen Jagd befreundete, war die Tatsache, daß ich immer nur die kleine Hexe, nicht aber auch etwas von Erdmann gehört hatte; dieser mußte also an einer anderen Stelle vorliegen. Deshalb wurde der Boden erneut abgehört, bis ein Mann sich plötzlich aufrichtete und rief: „Sie unne hört mer was.“ Von der Nichtigkeit der Angabe konnte ich mich bald überzeugen, ja mehr noch: ich glaubte auch aus den Lauten Erdmanns Hals zu erkennen.

Als die Jagd auf ein und derselben Stelle verblieb, ließ ich einen neuen Einschlag machen; der von den arbeitswöhnlichen Häuschen bald bis in zwei Meter Tiefe getrieben war. Schon weist die Arbeit des Pidels jenen dumpfen Klang, der deutlich verrät, daß der Boden tiefer unten hoch war, als das bekannte Gerumvel entstand, dem verdächtige Stille folgte, die mir aber sofort sagte: „Die Mühle ist umsonst gewesen.“ Und so war es auch. Der Höhlenbewohner hatte sich geflüchtet und wahrscheinlich eine andere Höhle angenommen. Das Behorchen des Bodens begann aufs neue, die Stelle unter der die Gegner voreinander lagen wurde festgestellt und ein dritter Einschlag begonnen.

In diesem Augenblick rief ein Mann: „Sie es eh Hund.“ Hinblitzend gewährte ich Hexe, die nach stundenlangem Verlegen und Kampf an das Tageslicht gekommen war, um frische Luft zu schöpfen. Allmächtiger, wie sah das Tier aus: die ganze Nase fehlte, die Augen mit Schweiß und Erde verklebt, den Kopf die anzuschwollen, ein jammervolles Bild. Schnell sprang ich hinaus und fachte die Hündin im Laden, sonst wäre sie sofort wieder eingefahren. Ich reinigte ihre Wunden und übergab sie einem Arbeiter, der sie halten mußte.

Rein aufällig guckte ich jetzt in einen der tiefen Kreuzgräben und sah zu meinem Erstaunen auf der Sohle zwei Jungfüchse herumtrollen. Diese hatten eine der verstopften Röhren aufgebuddelt und so die Freiheit gewonnen. Fünf Minuten später verriet ihr Knurren und Murksen, daß ihnen der Aufenthalt in einem groben Sack gar nicht behagte. Ihr Protest blieb aber unberücksichtigt.

Inzwischen war der dritte Einschlag wieder bis zum fast greifbaren Erfolg gediehen, als die Jagd sich aufs neue verzögerte und so noch zwei weitere Mal. Erst dann wurde ich schlau. Ich ließ nämlich zu gleicher Zeit zwei Durchschläge machen; den einen direkt über der Jagd, den anderen dahinter, so kam der Fuchs — um einen solchen handelte es sich bestimmt — gleichsam zwischen zwei „Feuer“ — und konnte nicht wieder Reißaus nehmen. Dabei leitete ich die Arbeit so, daß die hintere Wanne zuerst die Röhre durchschneidet. Nun hatten wir die Feinde auf einem Raum von nur zwei Metern fest. Wollte der Fuchs aufs neue flüchten, mußte er den Hund überrennen, und das ließ sich Erdmann sicherlich nicht gefallen.

Bald begann denn auch der Sand im vorderen Einschlag absurzeln, und das Rohr wurde sichtbar, ganz vorsichtig, damit der Hund keine Verlelung davontrug — erweitert, und nun bot sich uns ein eigenartiges Bild: links wurde der Kopf des Dadels und rechts der des Fuchses sichtbar. Wütend bellte Erdmann und giftig fauchte die Fähe. Letztere machte kurze Vorstöße gegen den Biedränger, zog sich dann aber immer wieder blitzschnell zurück in ihre letzte Zufluchtstätte. Als der Kopf erneut sichtbar wurde, schoß ich ihr zwischen die Gehöre und zu Ende war die Jagd. Ein Mann zog den Fuchs heraus, dem bald noch zwei lebendige und ein toter Jungfuchs folgten.

So hatten die Dörfler ihr Nachbedürfnis befriedigt. Doch ich konnte mich nicht freuen, sondern mußte tief bedauern, daß mich die Not gezwungen, zum Barbaren zu werden.

Kärntnerstraße.

Von Heinrich B. Kraus (Wien).

Die Kärntnerstraße ist die Friedrichstraße Wiens, seine Piccadillystreet, seine Rue de la Paix. Also die Straße der oberen Zehntausend, freilich auch zugleich das Herz der ganzen, großen, lebendigen Zweimillionenstadt. Das stöhrende Orchester großstädtischen Lärms gibt hier sein Konzert.

Alle Wege führen zur Kärntnerstraße. Daher fließen hier alle Hoffnung und alle Verzweiflung in einem Bett dahin. An einem Ende steht der Stefansdom, hochragend, stell und ernst, am anderen der Ring mit der Oper: Heiterkeit, Licht, Musik, Wärme. Sie ist nicht breit, diese Straße. Die hohen Häuserfronten zur Rechten und Linken lassen sie tagsüber beinahe in Dämmerlicht daliegen. Jede paar Schritte öffnet sich die Mündung eines kleinen Gäßchens aus den alten Wierteln der inneren Stadt. Ganz still und klösterlich ruhig ist es dort. Hier aber braust nimmermüdes, triumphierendes Leben dahin. Freilich ist es mehr das Leben der kommenden Übergroßstadt, ein Leben aus Luxus und Not, Übermut und Verzweiflung geboren.

Viele hundert Jahre ist diese Straße alt und sie hat viele Wandlungen erlebt; vieles gehört und gesehaut; Kriegslärm und Siegesjubel, Barricaden und Prozessionen, Blut und Blumen. Heute ist sie die Straße des Luxus eines luxusübersättigten Jahrhunderts, die Straße der Juweliere, Modesalons, Pelsgeschäfte. Alle Wunder des Kunstgeschmades

der Stadt und das kostbarste aus aller Herren Länder ist in den Schaufenstern ausgebreitet. Hier ist alles zu haben, wonach ein erlesenes Auge sich hinneigt. Zur Verlockung bieten sich: Duftige Spiken, chinesische Bronzen, Schuhe aus Antilopenleder, hauchdünne Wäsche, Brillanten und Smaragde, Süßigkeiten, Delikatessen, Leckerbissen, Bilder, schwelende Kissen, Riesenfotter, Hütte, Grammophone, Bänder und wieder Schmuck, Schmuck, Schmuck. Das alles glänzt und gleicht, schimmert und blitzt, betäubt das Auge und zieht es doch mit magischer Gewalt an. Niemand kann entkommen.

Auf den asphaltierten Gehsteigen promenieren elegante Menschen. Es sind die Fremden, die die Anmut dieser Stadt auf ihrer Jungenspike zergehen lassen möchten. Dann die paar laufend Müstigländer, die es überall gibt, die sich aller Schönheit erfreuen dürfen, ohne die Rechtsseite des Lebens zu kennen, die Arbeit heißt. Hier spaziert man sorglos dahin, lächelnd, umgeben von Luxus und Glanz, kostet mit genießerischem Auge Farbenrausch und Reizbild, grüßt, wird geprüßt. Hier sieht man alles, was zu Wien gehört: Schöne Frauen, Künstler, Diplomaten, alte und neue Reiche.

So wäre man eigentlich in einem großen Salon, abgeschlossen von jenem anderen Wien, dem Wien des Kammers, der Arbeit, der tausend kleinen Sorgen und Freuden. Aber mitten zwischen die Spaziergänger schieben sich, Kühlster an Kühlster, die Autos vorbei. Elegante, große, schwarze Wagen und kleine, beschleidene, knatternde Motorräder und mit Menschen bepackte Omnibusse. Sie alle lärmten und tobten, trugen das drängende Leben vorüber.

Kärntnerstraße Mittags: Korso der eleganten Welt. Kärntnerstraße Nachmittags: Passage der gehäutigen, hastenden Käufer. Über Kärntnerstraße Nächts: Verwandlung zur Stätte der Vergnügungen, des Amusements. Die stillen, lästerlich ruhigen Nebengassen werden lebendig. Tanzpaläste, Theater, Bars und Cafés erwachen. Tausende Lichter blitzen auf, grüne, rote, gelbe, funkelnde Buchstaben klettern die Häuser hinauf, flimmern auf den Dächern, wiegen sich über Portalen. Verwirrend schöne Frauen streichen um die Ecken, aus den Hotels kommen plaudernd, Arm in Arm Ausländer im Smoking. Aus einem Café flattert ein neuer Slowfox herüber.

Kärntnerstraße zwei Uhr nachts: Der Rausch ist vorüber, Autos rollen nur mehr heimwärts, Pärchenbiegen umschlungen in Seitengässchen, würdevoll schreitet der Schuhmann vor taghell erstrahlenden Geschäften vorbei. Schon wagen sich lichtscheue Gestalten hervor, Bettler humpeln leichend am Arm eines blauen Kindes, irgendwo ein Aufschrei, eine dröhrende, weinselige Männerstimme, dann wieder Stille. Die Strophe beginnt müde zu werden, schließt die Augen, will einnielen. Aber sie ermannt sich immer wieder. Erst um vier Uhr liegt sie in leichtem Schlummer da. Langsam erlösen nun die Lichter. Es wird Nacht. Aber schon um sieben Uhr geht der Tag, mit neuen Farben geschnitten, wieder über das Pflaster. Menschen drängen sich, Autos surren, alle Läden sind geöffnet: Erwachen zu Glanz, Luxus, heißem, neuem Leben.

Es gibt Menschen, für die die Kärntnerstraße Wien bedeutet, und solche, die in dieser Stadt geboren sind und nur alle fünf Jahre hierher kommen. Beide sind Kinder derselben Mutter, beide lieben sie, beide gehen vielleicht in der Fremde an Sehnsucht nach ihr zugrunde. Und beide wissen nicht, daß diese Straße für sie noch etwas anderes bedeutet, als sie darin zu finden glauben. Sie ist ja das Herz, in welches alle Blutgefäße des Lebens münden, aber dieses Herz würde zu schlagen aufhören, wenn es nicht immer aufs neue gespeist würde: Von sähler Arbeit, von Fleiß, Liebe, wienerischer Anmut, von offenen, lachenden Augen wie von bitteren Tränen. Die da draußen wissen nichts von sorglosen Planen, und die hier nichts von der Mühe und Not der anderen. Die Kärntnerstraße aber ist ihr gemeinjames Werk. Deshalb ist sie die Straße Wiens, ihre Hauptstraße, Wien selbst.

Eine Kärntnerstraße-Ring ist die Sick-Ecke: Angel, um die sich das Leben Wiens dreht. Hier rasen von vier Seiten Menschen und Autos aufeinander zu. Und hier liegt auch "Bristol", das Riesenluxushotel. Ein paar Zahlen, die alles sagen: 350 Zimmer, 10 Portiers, 38 Beamte, 70 Kellner, 5 Tremendeführer, 60 Köche, 50 Stubenmädchen, 8 Hausdiener. Im Winter werden täglich 7000 Kilogramm Kohle verheizt, in der Küche 450 Kilogramm Fleisch verkocht, 1000 Flaschen Bier serviert, 100 Flaschen Wein. 4000 Wäschestücke kommen täglich in die Waschanstalt, für 2000 Schilling wird im Monat Geschirr verschlagen. — Die Kärntnerstraße hat als erste das Tempo der Zukunftsgroßstadt erfaßt. Alles geht ins Riesenhohe, wächst ins Gigantische. Sie ist aber auch nicht nur die Hauptstraße Wiens, sondern auch die des ganzen Landes. Das ist für eine schmale Straße von zweihundert Meter Länge nicht wenig.

Kaiser „Henry“ von China.

Von E. van D'Elzen.

China ist wohl die einzige Republik der Welt, die noch nebenbei einen Kaiser unterhält und beherbergt.

Nach der Gründung der Republik im Jahre 1912 kam eine Vereinbarung zwischen ihr und dem kaiserlichen chinesischen Hof zustande. Der Kaiser Hsuantung, damals noch ein Kind, behielt seinen Titel und seinen Hofstaat; außerdem wurde ihm noch eine sehr liberale jährliche Avanage bewilligt. Als Wohnsitz wies man ihm Peking an, wo er in dem ihm überlassenen Teil der „Verbotenen Stadt“ residierte. Vor kurzer Zeit siedelte Hsuantung mit seinem ganzen Gefolge nach Tientsin über.

Kaiser Hsuantung kann, wenn er Verlangen danach hat, sich jederzeit auf seinen goldenen Drachenthron setzen und die Ehrenbeseigungen seiner ihm treu gebliebenen Mandchu-Würdenträger entgegennehmen. Jeden Morgen um 3 Uhr hält er noch, wie es schon vor Jahrtausenden am kaiserlichen Hof in China üblich war, Audienz. Aber er nimmt, wie sein englischer Lehrer erzählt, diese Hofzeremonie nicht sehr ernst, denn der junge Kaiser ist ein über seine Jahre hinaus vernünftiger, modern denkender Mensch und weiß wohl, daß die Mandchus das Spiel in China verloren haben. Er ist jetzt erst 21 Jahre alt.

Als Hsuantung 16 Jahre alt war und volljährig wurde, kam er auf den Gedanken, sich auch einen ausländischen Vornamen beizulegen. Sein Mandchuwürdenthaat erhob Widerspruch dagegen. Er aber ließ sich von seinem Vorhaben nicht abringen und wählte den Namen „Henry“.

Kaiser Henry ist ein schlanker, junger Mann, über Mittelgröße. Einen großen Teil seiner Zeit verwendet er zum Dichten und manche seiner Erzeugnisse sind auch schon in chinesischen Zeitungen veröffentlicht worden. Von fremden Sprachen kennt er nur englisch. Dieses spricht er langsam, aber korrekt. Das Lesen von chinesischen und englischen Zeitungen ist eine seiner Lieblingsbeschäftigung.

Seinen Zoff hat der Kaiser als Zeichen seines modernen Denkens auch abgelegt. Die drei kaiserlichen Witwen sowie die hohen Mandchuwürdenträger versuchten ihn daran zu verhindern. Er, als der erste Repräsentant der Mandchurie, durfte auf keinen Fall diese alte Sitte verletzen! Aber alles half nichts, der Zoff kam ab.

Vor einigen Jahren hielt es seine Umgebung für die höchste Zeit, daß Kaiser Henry sich verheirate, und zwar wurden ihm gleich zwei junge, hübsche Mandchumädchen als Frauen zugedacht. Man munkelt, daß Henry sich sträubte. Dann, halb nachgebend, wollte er mit einer Gattin zufrieden sein. Aber diesmal zog er den Kürzeren. Seine Umgebung hielt ihm große Vorträge über „Sitte und Standesehr“ und schließlich gab er nach. Und trotzdem hat er den alten Mandchuedelleuten ein Schnippchen geschlagen. Diese hatten eine schöne Jungfrau aus alter Mandchu-familie zur Kaiserin auserwählt. Eine ebenso hübsche Tochter eines anderen Edelmannes sollte die Rolle der ersten Nebenfrau übernehmen. Henry aber vertrautete die Rollen der zwei Auserwählten und wählte die zur Nebenfrau ausgewählte Jungfrau zu seiner Kaiserin. Er legte ihr den schönen Namen „Elisabeth“ bei. Da in China in solchen Sachen die Frau nicht über sich verfügen kann, so mußte die ursprünglich als Kaiserin gedachte Schöne sich mit der Stellung der ersten Nebenfrau begnügen.

Ganz konnte sie aber ihren Zorn über die Vertauschung der Rollen nicht verbergen, und so kam es, als sie zum erstenmal mit der Kaiserin zusammentraf, daß sie sich weigerte, die vorgeschriebenen neun Rotaus zu machen. Entrüstet lief Elisabeth zu ihrem Henry. Eine solche Verlehung der Hosse ist ja am kaiserlich chinesischen Hof ein Staatsverbrechen ersten Ranges. Kaiser Henry aber nahm die Sache nicht sehr tragisch und hieraus entstand der erste eheliche Zwist des neuvermählten Paars.

Henry sollte sich eigentlich, alter Sitte gemäß, nun schon eine zweite Nebenfrau angehäuft haben. Bis jetzt hat er sich aber, trotz alles Zuredens, noch nicht dazu entschließen können.

Mit der Gunnichewirtschaft hat Kaiser Henry gründlich aufgeräumt. Am kaiserlichen Hof befanden sich, als er volljährig wurde, 1430 Gunnichen, teils in kaiserlichen Diensten, teils in den Diensten der hohen Mandchuwürdenträger. Henry gab allen, mit Ausnahme von einigen sehr alten und gebrechlichen, den Laufpass. Schon darum allein verdient er hohes Lob. Was natürlich sein Hofstaat dazu sagte, war in anderen Tönen gehalten.

Abgesehen von den kleinen Eisensüchtelien und Intrigen seiner Umgebung lebt Kaiser Henry ein ruhiges, studienteiches Leben, während draußen das chinesische Staats-schiff von den Wogen des Bürgerkrieges umbraust wird.